Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 4

Artikel: Die ebenen Stufen

Autor: Schilling, Helmut

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634458

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

besserung der beiden Uferplätze besprochen. „Ei, das riecht ja köstlich in eurer Küche.“ — Roswitha reckte sich und stemmte ihre Fäustchen in die Hüften: „Es riecht immer gut, wenn ich koche.“ — „Das glaubt man dir aufs Wort.“ — Armin öffnete die Stubentüre und die beiden Männer traten ein. Frau Helwig saß in ihrem Lehnstuhle wie in tiefes Nachsinnen versunken. Da sagte Armin: „Großmutter, Helmut möchte dich grüßen.“ — Die Greisin hob ihren Kopf, sah den Besucher freundlich an und streckte ihm die Hand entgegen: „Dein Besuch freut mich, Helmut.“ — „Wie geht es dir, Großmutter?“ — „Heute besser als gestern. Wohl immer besser bis alle Schmerzen aufhören.“ — Dabei verschönerte ein so liebliches Lächeln ihr Gesicht, als ob der Tod ihr Bräutigam wäre. Es fiel Helmut auf, daß Irmengard das verjüngte Ebenbild ihrer Ahne war. „Du hast nun schon manches erfahren und vieles gesehen vom Getriebe der Welt.“ — „Das Weltgetriebe bleibt mir ein Rätsel. Ich begreife kaum, was meine Augen sehen.“ — „Auch der Klügste kennt nicht einmal den Weg, den er selber geht. Uns Sterblichen gehört nur die Stunde. Wohl dem, der sie nicht vergeudet. Unser Schönstes sind die Hoffnungen. Sie gleichen den Blüten der Bäume. Wer reinen Sinnes ist, genießt ihren lieblichen Duft. Du bist mancherlei Gefahren glücklich entgangen. Ein guter Stern möge dich auch in Zukunft leiten!“ — Helmut wollte sie nicht mehr ermüden. Er erfaßte ihre welke Hand und berührte sie mit den Lippen. Dann verließ er, von Armin gefolgt, sinnend die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Die ebenen Stufen.

Von Helmut Schilling.

Es war in der Zeit, als Deutschland in unerhörter Armut zwischen den Völkern lag und wie ein gebundenes Tier sich bäumte, drohte und immer wieder erschöpft zur Tiefe sank. In den Straßen der Städte lungerten die Menschen, ohne Arbeit, ohne Freude und Mut. Die Fabriken lagen still, die Hafenanlagen waren verödet, die Geschäftshäuser wölbten sich über leeren Verkaufslokalen. Die Verzweiflung trieb zur Politik, und die Politik trieb zur Verzweiflung. Es war in der Zeit, da die letzte wohlverteilte und vielfach verschenkte Kraft zu versagen drohte und die Welt sich endlich nach vierzehn Jahren des Friedens fragte, was aus diesem Volke werden solle. — Diese Zeit ist jetzt.

Unter den Tausenden, die der Hunger und die Arbeitslosigkeit auf die Landstraße getrieben hatten, befand sich einer, der hieß Jochen Hellers. Er wanderte oben im Norden Deutschlands, nahe der Ostsee, die unendlichen Straßen entlang.

Einmal war er in Berlin gewesen, schon Wochen nachdem er aus der Leipziger Buchbinderei entlassen worden war. Da hatte er sich müde in den Tiergarten gesetzt und zu seiner Laute gesungen. Die Leute betrachteten ihn lachend und meinten: „Ei, der hat ein lustiges Herz und hat Gesang auf den Lippen; der kann so bleiben!“ Und als die Leute gelacht hatten, gelacht bis zum Abend, neun Tage lang, da hatte der Hunger seine Stimme gefressen, und die Hände lagen still auf seinem Instrument. Er ging durch die Stadt, durch die ganze Stadt Berlin, und verkaufte seine Laute dort, wo im Nordosten die armen Trödler wohnen. Dann hatte er in einer Kneipe wie ein Irrer gegessen und sich gesättigt und eine ganze Nacht lang geweint.

„Das Land ist groß“, hatte er sich trostvoll gesagt, als er den Weg nach Stettin und nach Greifswald und nach Strahlsund und Rostock und Lübeck und all den Städten an der Ostsee nahm, wo er eine Arbeit suchen wollte. „O das Land ist groß!“ sprach er nach Wochen müde vor sich hin, als er kein Ende sah und keinen Anfang für sein Leben. —

„Junge!“ rief ihm an diesem Abend ein Fuhrmann zu, „wenn du vor Nacht noch ein Haus finden willst, mußt du dich sputen!“ Und schon lag die Dämmerung über dem holsteinschen Land. Die Weite war unübersehbar, obwohl sich die dunkeln Horizonte von allen Seiten näher schoben. Die Viehtriften, die breiten Flächen der Kuhweiden, die Erdrinnen und Buschreihen nahmen ihn in die Mitte wie ein verwirrendes Spinngewebe. Noch vor Dunkelwerden zog der Mond herauf und ließ den Schatten des jungen Menschen wie einen huschenden Führer immer die Straße vorauswandern.

„Er hat mich Junge genannt!“ lächelte der Einsame und schaute auf seine Kleider nieder, die viel zu groß und schlaff an seinem abgemagerten Körper hingen. Und mit der Hand glitt er unversehens über sein Gesicht, über die knochige Stirn, die tiefen Augenhöhlen und die schmalen Wangen. Leise nickte er im Takte seiner Schritte und meinte in trauriger Ironie: „Knäblein, das wird noch lange gehen, bis du das Leben erfährst!“

Als er endlich an das einsame Gehöft kam, wo er um Unterkunft bitten wollte, lauschte er, ob Hunde in der Nähe seien. Er hatte sich daran gewöhnt, wie ein Dieb auf alle Geräusche zu achten. Nur seine Zähne schlugen in leisem Frösteln aufeinander. Sonst Stille ringsum.

Durch das Fenster des Wohngemachs schaute er ins Innere und erblickte einen Wandergesellen, wie er selbst einer war, nur älter, stärker gebaut und verwetterter, im Gespräch mit einem Mädchen, das anscheinend die Hauswirtschaft leitete. Er pochte an die Scheiben und trat bald darauf ins Zimmer.

„Das ist Aenne“, sagte der Fremde, der hinter dem Tische sitzen blieb. „Sie ist des Bauern Tochter, und ich bin Schmied und arbeitslos wie du. Wir werden beide hier bleiben dürfen.“

Er blieb. Er blieb einen langen Abend zusammen mit Aenne und dem Schmied. Und oft gelang ihm ein herzliches Lachen. Denn die Wärme des Gemaches umschloß ihn wie ein Panzer gegen alle andere Welt. Aenne stellte den Milchtopf auf den Tisch und sagte: „Da, trinkt und eßt euch satt bis morgen früh! Und ganz besonders du, du Junge!“

Ueber sein Gesicht huschte eine Röte, die seine Gedanken verriet: „Du, ich bin älter als du glaubst! Das Alter liegt in m i r; das ist nicht in meinen Kleidern, die mich jung machen wie einen ganz kleinen, armen Knaben!“

Sie sah ihn aufmerksam an, als wollte sie seinen stummen Widerspruch enträtseln. Dann wandte sie sich ab und machte sich in der Stube zu schaffen. Sie sprach viel mit ihm, immer wieder, wartete auf seinen jungen Blick und wandte sich ab. Der Schmied saß dabei und schaute zu. Keiner ward müde.

Heimat? Heimat ist nicht das Land der Geburt. Sie ist ganz klein und nur ein Herz. Jochen erzählte lange von seinem Wandern und sagte am Schluß: „Jetzt bin ich hier!“ Aenne lächelte dazu.

Draußen wurde das Gerassel der heimkehrenden Wagen hörbar. Der Bauer spannte die Pferde aus.

Aber Aenne eilte ihm nicht entgegen. Sie sprach und lachte mit Jochen Hellers. Zuweilen jedoch betrachtete sie ihn ganz stumm.

„Sagt, findet ihr Gefallen an euch?" fragte der Schmied plötzlich in die Stille der Stube hinein. Jochen erschrak und sah den andern an. Er erwartete ein böses Grinsen dieses Fremden, der seinen Arm um Aennes Hüften gelegt hatte. Aber er hörte nichts. Er gewahrte nur das ernste, zerfurchte Gesicht des Schmieds, das ihm in diesem Augenblick unendlich alt und müde erschien. Seine Blicke zielten wie in nachdenksamem Verzicht irgendwohin in die dunkle Ecke des Gemachs. Die Zähne saßen hart hinter den gespannten Lippen. Und jetzt nickte er einige Male ganz versonnen mit dem Kopfe. Sein Arm sank nieder und schlug knöchern an den Stuhl.

Nachdem sie den Bauer begrüßt hatten, wurden ihnen die Nachtlager gezeigt. Heu, gleich neben den Schlafstätten von Gesinde und Herrschaft. —

„Ihr habt euch dennoch gern!" flüsterte der Schmied, als Aenne gegangen war und die beiden niederknieten, um ihr Lager zu bereiten. Der Duft des frischen Heus legte die ganze Müdigkeit wiederum auf die zerschundenen Glieder. Er umschloß sie wie eine verfängliche Zärtlichkeit. Er benahm ihnen langsam die Sinne.

Der Traum rückte wie ein heimlicher Wicht vor Jochens geschlossene Augen und lauerte, und plötzlich machte er einen entscheidenden Sprung und saß mitten in den Augen drin. Da sagte der Traum mit seinem grellen Licht: Schau her! Und er zeigte Jochem ein unermeßliches, helles Feld, das ein schwarzer Wald umsäumte. Jochen selbst lag am Rande des Waldes und war geschlagen von einer langen, bösen Wanderung. Er schaute geblendet auf das überlichtete Feld, in dessen Mitte die Bauern arbeiteten. Er sah Aenne darunter. — Aus der ungeheuren Dunkelheit des Waldes aber trat ein Mann, das war der Schmied. Dieser pfiff durch seine Finger, daß es im Kopfe schmerzte — und Aenne löste sich von der Gruppe der Bauern und kam auf langen Wegen immer näher, bis sie der Schmied um die Hüfte faßte. Der Wald stand hinter den beiden und öffnete seine schwarzen Arme. Nein! schrie Jochen auf. Laß die! Er stützte sich hoch und sah nur noch die Schwärze des Waldes um sich.

„Du armer, dummer Junge! Hast wohl noch Hunger?" meinte der Schmied, als Jochen aufrecht auf seinem Heulager saß und in die Dunkelheit der Scheuer starrte. Die Nacht lag tief im Raum, und das Heu duftete süß und schwer. Das Herz des jungen Menschen schlug erregt; es war, als poche es in wilder Verzweiflung empor, um nicht tief in dem weichen Lager zu versinken.

„So geht es auch mir oft", fuhr der Schmied fort. „Der Hunger ist ein böser Peiniger, und die Müdigkeit des Körpers ist nicht immer die des Kopfes. Ich bin schon durchs Land gegangen wie ein Irrsinniger, und die Leute dachten, ich sei betrunken. Und wenn man am Wegrand sitzt, glaubt man, die ganze Welt liefe wirr an einem vorüber. Man macht ein verwegenes Gesicht und ist so weich im Innern! Geht es dir auch so?"

„Ja", sagte Jochen müde und legte sich zurück. Er hörte den Schmied kaum noch in seiner Rede, schlief ein und verstand nichts mehr.

„Nur wenn ich an einem Brunnen Wasser trinke und in den Spiegel des Brunnentrogs schaue, weiß ich, wie es wirklich um mich steht. Hast du mein Gesicht vorhin gesehen? Ja, so müde und so alt bin ich. Das muß einmal sein Ziel finden; ich mag nicht im Irrenhaus enden! Das Sterben ist vielleicht gar nicht so schwer für mich, einen starken Schmied. Warum sollte ich nicht auch das Leben überwinden können? Das liegt hinter mir. Es war etwas kurz. Und du setzest meine Reise fort! Hörst du? Die Leute freuen sich noch über dein junges Gesicht. Deine Trauer braucht Liebe, meine braucht nur Gnade. Und Aenne wartet drüben auf dich; ich weiß es bestimmt. Hörst du mich?"

Jochen antwortete nicht. Der Schlaf wogte in dem süßen Dufte des Heus und betäubte alle Gedanken. Ein tiefes Schweigen umlagerte den Hof. Durch einzelne Ritzen der Bretterwand sah der Schmied in die mondhelle Nacht, die über den Weiten des holsteinischen Landes lag.

„Hörst du: Aenne wacht drüben und hält ihre Tür offen!" wiederholte der Schmied nach langem Warten. Dann war wieder Stille ringsum. Die Spinnfäden über den Ritzen der Wände hingen bewegungslos und lauerten silbern. Die Nacht draußen lebte ohne Zählung der Stunden. Es war, als ginge die Zeit nicht voran.

Neben dem schlafenden Jungen saß der Schmied und legte die knöchernden Hände aneinander. Er schaute durch die Dunkelheit auf sie nieder, als könnte er ein bildhaftes Gebet betrachten. Es war ein spätes Gebet an die Menschen. Tausende gingen an ihm vorüber, wie ein großer Ansturm des Volkes. Sie riefen alle: Du gehörst zu uns! Und diesen Massen wanderte er entlang, bis es immer weniger wurden und bis zuletzt nur noch einzelne Gruppen neben ihm standen. Helft mir! sprach er sie an und erschrak in derselben Sekunde über die hageren Gesichter, an die er sich wandte. Er ging weiter, und da waren es nur noch wenige, die ihn begleiteten, und schließlich ging er ganz allein auf der Landstraße und suchte und grüßte die Gruppen, die auch suchten. Da sagte er sich los von denen, die er liebte.

„Geh nicht in den Tod! Ich will alles für dich tun!" hatte ihm Aenne gesagt. Aber um auf den Tod zu verzichten, mußte er endlich wieder Menschen fühlen! Und nun hatte er ihr Wort aufgegriffen und lachte über den schlafenden Knaben und wollte hinüber zu ihr. Einen Trost wenigstens, einen Galgenfraß! (Fortsetzung folgt.)

„10 000 Meilen im Sattel."

Wir haben kürzlich in unserem Blatte das Buch des Berners F. A. Tschiffely mit dem obigen Titel angekündigt. Es mag unsere Leser interessieren zu vernehmen, wie der nach Argentinien verschlagene Berner Lehrer zu seiner erstaunlichen Reiterleistung: dem Ritt von Buenos-Aires nach Washington — gelangt ist. Wir entnehmen die Kenntnis der näheren Umstände, die ihn zum Entschluß kommen ließen, und seiner Vorbereitungen zur Reise der Einleitung seines Buches. Anschließend geben wir als Textprobe mit Erlaubnis des Verlages eines der interessantesten Kapitel wieder, nebst dem Bilde des Verfassers und zweier eigenhändiger Aufnahmen, die die entsprechenden Reisesituationen festhalten.

Der Plan eines Dauerrittes durch die beiden Kontinente, erklärt Tchiffely in seiner Einleitung, entsprang nicht einem plötzlichen Einfall, sondern war das Ergebnis jahrelanger Ueberlegungen. Die Triebfeder dazu war allerdings eine gewisse Abenteuerlust, die im Einerlei der Schularbeit — Tschiffely unterrichtete neun Jahre lang an der größten englisch-amerikanischen Schule in Buenos-Aires — keine Befriedigung fand.

Der Reiseplan fand Unterstützung durch Dr. Emilio Solanet, einem begeisterten Züchter der sogenannten Kreolenpferde. Dieser stellte ihm zwei bewährte Pferde dieser Rasse zur Verfügung. Der ungeheuren Widerstandskraft dieser zähen Tiere verdankte Tschiffely in erster Linie das Gelingen seiner strapaziösen Reise. Denn es galt dabei, die unendlichen Bergketten und Sandwüsten der Cordilleren mit plötzlichem Wechsel von Hitze und Kälte, mit ihrem Mangel an Wasser und Nahrung, mit ihren unzähligen Mühsalen und Gefahren bei Tag und bei Nacht zu überwinden. Keine andern Pferde, meint der Verfasser, hätten zu leisten vermocht, was seine kleinen Kreolenpferdchen. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit verdanken diese Tiere ihrer Abstammung